

Nr. 60. Bydgoszcz/ Bromberg, 15. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von

Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Nabl, Wilhelm Scheider.

(13. Fortsetzung.)

Acht Tage Hinfahrt, — acht Tage Aufenthalt, — acht Tage Rückfahrt, so stand es im Programm der „Queen of Havana". Und nun waren die letzten Stunden des ersten Programmteils gekommen. Man war in der letzten Nacht an Bord zum ersten Male frühzeitig zu Bett gegangen. Sogar die ganz unentwegten Vergnügungsfanatiker hatten die Bar und die Tanzflächen schon vor Mitternacht verlassen, um frisch und ausgeruht für das zu sein, was die Prospekte der Reisebureaus „Die Perle Westindiens, das Palmenparadies und die Königin der Inseln" genannt hatten. Und man war erwartungsvoll, auch wenn man wußte, daß es zum Handwerk eines amerikanischen Reisebureaus gehört, den Mund gehörig voll zu nehmen.

Die Passagiere befanden sich in jener ausgezeichneten Stimmung, in der sich Schulbuben am Ende des ersten Feriendrittels befinden. Sie hatten noch die Hauptsache vor sich, und waren gerade ausgeruht genug, um sich mit allen Kräften in das leuchtende südliche Abenteuer zu stürzen.

An diesem Morgen erwachte das Schiff bereits in der purpurnen Dunkelheit der fünften Morgenstunde zu vollem Leben. Um sieben Uhr sollte der Dampfer sein Ziel erreichen. — Außer den vorschriftsmäßigen Signallampen brannte kein Licht an Deck. Über den Himmel zuckten die Blitze eines fernen Blinkfeuers als erste Grüße einer Küste, die noch die Schatten der Nacht umhüllten. Bailie, der Zweite Offizier, ging von Gruppe zu Gruppe und erklärte mit einem kleinen Grunzen, daß auch diese dürftige Deckbeleuchtung eine wohlmeinende Absicht der Schiffsleitung und des Vergnügungsausschusses sei, um den lieben Fahrgästen das gewiß interessante und ebenso gewiß bisher noch nicht genossene Schauspiel eines tropischen Sonnenaufgangs in ungeschmälerter Pracht vor Augen zu führen. —

Howard stellte seinen Liegestuhl neben den seiner Schwester. Eine sanfte, warme Brise wehte über das Deck, lau und dennoch erfrischend. Noch schnitt das Schiff durch Wogen, deren Tiefe man nur ahnen konnte. Noch glitzerten die fremden Sterne an der samtenen Himmelskuppel scharf und scheinbar nah.

Peggy wandte vorsichtig den Kopf und schaute zu ihrem Bruder hinüber. Er lag lang ausgestreckt neben ihr, und es schien ihr, als sei sein Profil in diesen Tagen schärfer geworden. Es war, als hätte sich dieser schmale Mund noch fester geschlossen.

„Tom . . .", flüsterte sie und bemerkte, wie sich die Haut über seinen Knöcheln spannte, als erwarte er einen Angriff, „ist dir noch nie der Gedanke gekommen, du könntest Alice Unrecht getan haben,"

Er richtete sich auf; mit einer wilden Bewegung, vor der sie erschrak. Er atmete in heftigen, kurzen Stößen.

„Ich habe dich gebeten, von diesen Dingen zu schweigen. Jetzt verbiete ich dir, davon zu sprechen! Hast du verstanden?! Ich verbiete es dir! — Du wirst mich später verstehen, ich werde dir einmal alles genauer erklären, wenn diese Geschichte weiter zurückliegt", er brach kurz ab.

„Verzeih, Tom!"

Er nickte ins Leere hinein und erhob sich. Sie ließ ihn gehen, ohne ihm zu folgen. — Nein, er zürnte ihr nicht; sie verstand, daß er allein sein wollte.

Der Wind wurde stärker, ohne sich abzukühlen. Er blies wie ein warmer Atemstoß dahin, um die Fackeln der Sterne zum Erlöschen zu bringen. Und plötzlich riß das Dunkel auf. Es sank zusammen, rasch, wie ein riesiger Vorhang an dem Feuerzungen emporlecken. Und von den Flammen des jungen Tages verzehrt, wich die Nacht dem strahlenden Gestirn, das wie ein goldener Ball in überraschendem Triumph aus dem Horizont herauszuspringen schien. Frisch und beglänzt entfaltete sich der Morgen. Der Ozean glühte auf. Seine dunklen Tinten sanken ins Unermeßliche hinab und in der Ferne lag der silberne Saum einer Küste. Kuba — das Ziel.

Howard kehrte von seinem einsamen Posten wieder zu dem Stuhl an Peggys Seite zurück.

„Was für ein herrliches Schauspiel!" sagte er hingerissen und beglückt. Und für einen Augenblick waren die Härten aus seinem Gesicht wie weggewischt.

„Man müßte sich jeden Morgen wecken lassen" sagte sie, um irgend etwas Freundliches und Zustimmendes beizusteuern.

Er kniff lächelnd ein Auge zu: „Wenn der Morgen nur nicht die unangenehme Eigenschaft hätte, auf die Frühe des Tages zu fallen —!"

Seit zwei Tagen der erste Scherz! — Peg seufzte unwillkürlich auf und griff hinüber, um seine Hand zu streicheln. Und Howard ließ es geschehen. Er zog die Hand nicht zurück. Er tätschelte zärtlich und ein wenig verlegen Peggys weichen Arm. Ihre Dankbarkeit beschämte ihn. Das Kind war ja überhaupt so ernst geworden, seit der Zwiespalt zwischen Alice und dem Bruder ihr das Leben und die Liebe von einer Seite zeigten, die sie in ihrer kindlich verspielten Art bisher nicht gesehen hatte. Ihm tat seine Heftigkeit leid. Er schämte sich, daß er sie so hart angefahren hatte. — Nimm dich zusammen, Howard! Die Kleine will vergnügt sein. Soll sie dafür büßen, daß du verwundet worden bist?

Peg schloß die Augen. Sie hatte seine Gedanken erraten und spürte hinter seiner hervorbrechenden Heftigkeit und ebenso jähen Reue die quälende Unsicherheit, die er nach außen hin versteckte.

Ach, Tom — Lieber! Sie hatte ihn immer bewundert, wie eben kleine Mädchen ihren großen Bruder bewundern, so geschwisterlich verliebt, aber jetzt spürte sie, wie stark eigentlich das Band war das sie mit ihm verknüpfte. Jahrelang war sie neben ihm hergelaufen, ohne ihm innerlich nahe zu sein.

Wahrscheinlich standen diese Gedanken so offen auf ihrem Gesicht, daß Howard sie mißtrauisch anblickte. Zwischen seinen starken Augenbrauen stand eine scharfe senkrechte Falte. Er richtete sich aus seiner bequemen Lage auf und richtete sein Augenmerk plötzlich scheinbar konzentriert auf die Spitzen seiner weißen Bordschuhe. — „Es wäre mir äußerst unangenehm, Peg", sagte er stockend und mit heimlichen Warnzeichen im Hintergrund, „wenn ich dich dabei ertappen würde, daß du etwa Schicksal zu spielen und Dinge zu flicken versuchst, die endgültig zerbrochen sind . . ."

Er streifte sie mit einem raschen Blick. Sie nickte kleinlaut — aber es war ein Nicken unter Vorbehalt.

Der Küstenstreifen in der Ferne schob sich heran und wuchs in die Breite. Die Farben wurden deutlicher, oder vielmehr die Farbe ein sattes tiefes Grün das sich scharf aus der leuchtenden Bläue des Ozeans heraushob und sich in den schäumenden Brandungsgürtel wie in einen blinkenden Metallrahmen spannte.

Die Stadt Havanna suchten auch die stärksten Gläser noch vergeblich. Sie versteckte sich hinter einer Landzunge, die der Dampfer in weitem Bogen umsteuerte. Und erst, als das Schiff in plötzlicher Linksschwenkung durch die enge Hafeneinfahrt rauschte, tauchte sie überraschend auf — ein heller, glänzender Traum, eine Marmorstadt märchenhaft schön, wenigstens von fern.

Und wie ein endloser Zug von Bewunderern ihrer Schönheit drängten sich in dem weiten Hafenbecken die Schiffe aller Nationen an ihre Ufer. Riesige Dampfer aus Übersee, elegante Luxusjachten. Frachter mit hohen Aufbauten und schwarzen Schloten und scharfgeschnittene Segler, deren Masten reglos in den Himmel stachen und sich zitternd in dem bunt-öligen Spiegel des völlig windgeschützten Hafens verdoppelten.

Kaum gesichtet, war die „Queen of Havana" von Schwärmen heranschießender Boote umgeben in denen schlanke Männer die ersten Landeserzeugnisse feilboten. Kanaanitische Früchte, als wäre hier das Land, in dem Milch und Honig fließen. Und wie Gesang schollen die Stimmen der dunkelhäutigen Frauen empor: „Naranjas, naranjas dulces, naranjas!" — Oh wie kläglich waren doch die Orangen, die man in Newyork kaufte. Hier waren sie Sonnen, Feuerbälle, so reif und so licht, daß man glaubte, durch die goldene Schale wie durch eine gläserne Haut bis ins Fruchtfleisch hineinzusehen. Und ihr Aroma schien den ganzen Hafen in eine bittersüße Duftwolke zu hüllen.

Peggy hatte sich an die Reling gedrängt und Howard mitgezogen. Was ihm nie gelungen wäre: sich einen Platz zu erobern, hatte sie mit ein paar Witzen und ein paar Ellbogenstupsen spielend fertiggebracht. Jetzt fing sie wie ein Jongleur die von unten heraufgeschleuderten goldenen Bälle auf und gestattete es ihm großmütig, den kaufmännischen Teil zu erledigen und seine Cents in die richtigen Hände zu befördern.

Das Schiff näherte sich seinem Anlegeplatz und wühlte mit rückwärts wirbelnder Schraube das Wasser so gewaltig auf, daß die Nußschalen der Händlerboote in bedenkliches Schwanken gerieten und aus der gefährlichen Nähe des manövrierenden Dampfers flüchteten. Die meisten Passagiere begaben sich in ihre Kabinen, um die Vorbereitungen für den ersten und ausgedehnten Landbesuch zu treffen.

„Nun, Kleines", fragte Howard, während die „Queen of Havana" vorsichtig, als wäre ihr Rumpf aus Glas gebaut, an den Pier heranmanövrierte, „wie steht's mit uns und unserem Programm? Schließen wir uns einer Gesellschaft an, hm — oder machen wir unser eigenes Unternehmen auf, wie?"

Es klang leicht hingeworfen und scheinbar absichtslos. Aber Peggy war hellhörig geworden und verstand seinen Wunsch, der in dieser Frage versteckt lag, allen Möglichkeiten einer Begegnung mit Alice aus dem Wege zu gehen. — Armer Junge, dachte sie, du bist zu zart, das ist dein ganzes Leiden; ich wünschte, ich könnte dir ein dickeres Fell schenken und dein Blut mit einem gehörigen Schuß Leichtsinn verdünnen.

Er sah sie an und errötete leicht.

„Also?" fragte er ein wenig ungeduldig, als sie so lange schwieg. „Hast du besondere Wünsche? Was willst du sehen?"

„Alles Tom!" antwortete sie lachend. „Alles! Nach Möglichkeit das ganze Land, seine Berge, seine Gärten, seine Plantagen, ach, du weißt schon, nicht nur das, was so die berühmten Fremdenrundfahrten bieten. Die Augen rechts, die Augen links, bis einem der Hals weh tut . . ."

„Gut, dann machen wir uns also selbständig. Vielleicht einen oder zwei Tage Havanna — und dann: was meinst du dazu, wenn wir uns einen Wagen mieten und kreuz und quer durch Kuba gondeln würden? Das wär' doch was!"

„Herrlich, Tom! Du bist der geborene Reisemarschall — mein Kompliment!" Sie schlang den Arm um ihn und schmiegte sich zärtlich an ihn. Ein Dritter hätte sie für ein Paar in den Flitterwochen halten können. — Wenige Sekunden später verabschiedet sie sich von ihm, um in ihrer Kabine noch etwas zu ordnen. Die Matrosen machten schon die Landungsbrücken bereit, und an der Kaimauer warteten bereits die Beamten von der Hafenbehörde.

Peggy verschwand im Kabinengang. Sie sah sich noch einmal nach ihrem Bruder um. Er hatte sich wieder in seinem Stuhl niedergelassen und schien in den zauberhaften Anblick der terrassenförmig ansteigenden Stadt aus weißem Marmor versunken zu sein. Sie ging rasch weiter. Ursprünglich hatte sie tatsächlich nur die Absicht gehabt, die leichte Wolljacke, mit der sie sich für die Morgenkühle gerüstet hatte, abzulegen. Jetzt, da sie Tom mit Havanna oder seinen Gedanken beschäftigt sah, schien ihr ein anderer Plan wichtiger zu sein. Sie lief rasch zu Alices Kabine hinüber. Ja, sie wollte sie sprechen. Sie mußte Alice sprechen — wenn es ihr vorläufig auch noch völlig unklar war, was sie ihr zu sagen hatte. Sie wollte nicht erfahren was zwischen Tom und Alice getreten war. Sie hielt sich daran, daß Tom ihr gesagt hatte, er werde den Zeitpunkt finden, um es ihr zu erklären. Sie wollte helfen, einfach helfen, irgendwie helfen, allen beiden. — Ihrem Naturell entsprechend glaubte sie, der Konflikt zwischen Tom und Alice müsse sich beilegen lassen, wenn man beiden gut zuredete, die Dinge nicht „so schwer" zu nehmen. Was konnten diese „Dinge" auch schon sein? Gewiß waren sie nicht „so schlimm" wie die beiden sie machten. — Die kleine Peg leitete das Zerwürfnis eben von ihren Lebenserfahrungen her, und von den kleinen zerschnittenen Tischtüchelchen, die es bisher in ihrem Leben gegeben hatte, weil sie irgendeinen netten Jungen, der ihr den Hof gemacht und ihr vielleicht auch in der dunklen Ecke eines Tanzsaales einen Kuß gegeben hatte, dabei ertappen mußte, wie er mit seinem Mundwerk allzu verschwenderisch umging. Man mußte in diesen Dingen schon so verständnislos und schwerblütig sein wie Tom oder so fürchterlich ehrlich und anständig wie Alice, um darüber nicht hinwegzukommen.

Sie ging rasch und mit etwas schlechtem Gewissen vor Tom an den Kabinen entlang, irrte sich vor Aufregung zunächst einmal in der Kabinennummer und wurde von einem rasierschaumbedeckten Herrn mittleren Jahrgangs herzlich willkommen geheißen. Dann fand sie die richtige Tür, warf noch einen raschen Blick rechts und links über den Gang — und klopfte an. In diesem Augenblick verstummte innen das Geplätscher laufenden Wassers und sie hätte schwören können, hinter der Tür das Geräusch leiser Schritte vernommen zu haben. Aber niemand meldete sich. Sie rüttelte an dem Drücker . . .

„Hallo, Alice, — ich bin's, Peg! Machen Sie rasch auf!"

Sie lauschte. Nichts rührte sich.

„Machen Sie auf, Alice! Ich muß mit Ihnen sprechen! — Los, so öffnen Sie doch endlich, ich habe ja gehört, daß Sie da sind! Weshalb öffnen Sie nicht!"

Sie preßte das Ohr an das Holz. Ihr Pochen wurde ungeduldig. Aber die Tür blieb verschlossen, und innen regte sich nichts.

„Zum letztenmal, Alice", flüsterte sie ärgerlich, „verstellen Sie sich doch nicht! — Mein Gott, ich will euch doch nur helfen . . .!"

Schritte näherten sich im Gang. Sie trat zurück und vermochte den Kommenden im ersten Augenblick, in dem sich nur die Umrisse seiner Gestalt gegen das helle Viereck des Treppenschachtes abhoben, nicht sofort zu erkennen.

„Ich nehme an, daß Sie wenig Glück haben werden, Miß Howard . . ." Es war Dexter — oder vielmehr Mr. Clyne. Er grinste unverschämt. Peggy starrte ihm ins Gesicht.

Er hob die Schultern ein wenig, nachlässig bedauernd, und seine Mundwinkel falteten sich in kühlem Hohn: „Sehr schlimm für Ihren Bruder, verstehe das durchaus“ murmelte er mit einer leichten Verbeugung, „aber was ist da zu machen, hm? Wie sagt doch der alte Mister Shakespeare, nun . . .?

„Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren;
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann“,

Sie kennen das Zitat gewiß, nicht wahr? Romeo und Julia. Es steht irgendwo im zweiten Aufzug . . .“

Peggy gab ihm keine Antwort. Für einen Augenblick war sie wie versteinert. Also das war es! Diesen Dutzendjungen hatte Alice Tom vorgezogen! Es war unbegreiflich. Es war einfach unfaßbar. Dieser Kerl hatte Alice erobert . . . Sie spürte nichts als ein brennendes Verlangen, Tom zu rächen — ein unbezwingbares Verlangen. Und plötzlich schnellte ihre Hand empor und klatsche in Dexters Gesicht, so unvermittelt, daß er keine Zeit fand, den Schlag abzuwehren.

Peggy stob davon. Dick sah ihr mit einem bösen Lächeln im weißen Gesicht nach: „Eine schöne Empfehlung an Mister Howard!“ rief er halblaut.

(Fortsetzung folgt.)

Auf „Abwegen“.

Skizze von Erik Bertelsen.

Eva Valborg hatte in der Stadt als Küchenmädchen eine Stellung gefunden. Beim Abschied weinte ihre Mutter.

Im November war Eva fortgefahren. Daß sie zu Weihnachten heimkommen könnte, damit rechneten die Eltern nicht, aber sie hofften doch auf baldigen Urlaub einmal. Aber Eva kam nicht. Sie schrieb nur, daß sie nicht frei bekommen könne, weil im Hause Besuch erwartet wurde. Das hörte sich glaubwürdig an.

Aber als Monat auf Monat verging, wurde Maren ungeduldig. „Es ist unmöglich, daß sie niemals ein paar Tage frei sein kann, sicher ist sie auf Abwege geraten.“

Kurz darauf kam der Briefträger mit einem großen Brief, Absender: ein Rechtsanwalt in der Stadt. Maren war einer Ohnmacht nah-, aber ihre Angst erwies sich als unbegründet. Anders Bruder, von dem sie mehrere Jahre nichts gehört hatten, war gestorben und hinterließ ihnen einige tausend Kronen, sie mußten nun am kommenden Montag die Unterschrift leisten.

„Also müssen wir hinfahren“, sagte Anders. „Und dann können wir gleich Eva besuchen, und du kannst dich selber davon überzeugen, ob sie, wie du dir immer einbildest, auf Abwege geraten ist!“

„Aber wo wollen wir in der Stadt denn wohnen?“

„Ach, ich kenne mich aus meiner Soldatenzeit noch aus, ich werde dich schon führen.“

Maren und Anders fuhren mit dem Dampfer hinüber, sie sollten am Sonntagmorgen gegen sechs im Hafen einlaufen Aber durch den herrschenden Nebel hatten sie drei Stunden Verspätung. Sowohl Maren als auch Anders waren müde und hungrig und sehnten sich nach Ruhe im Gasthof von Justens, wo man in alten Zeiten ausgezeichnet gewohnt und gegessen hatte. Wie Anders behauptete, war es nicht weit vom Hafen. Und er ließ seine Frau nicht merken, daß er die Stadt kaum wiedererkannte, weil so viele neue Häuser inzwischen gebaut worden waren.

Schließlich kamen sie an einen Platz, wo Bäume um eine Reiterstatue standen. Plötzlich ergriff Maren hart den Arm ihres Mannes. Sie zeigte auf ein junges Mädchen, das mit einem Polizeibeamten über den Platz ging.

„Da ist Eva!“

„Ja, Anders erkannte sie auch sofort. Ohne sich umzusehen, schritt Eva neben dem Polizisten einher, einen Augenblick sah sie zu ihm auf, da nahm er sie bei der Hand, als fürchte er, sie wolle fortlaufen. Anders merkte jetzt erst, wie müde er eigentlich war. Die Beine trugen ihn kaum noch.

„Laß uns etwas sitzen, Maren“, sagte er bedrückt.

Eva und der Polizeibeamte verschwanden um die Straßenecke. Und Maren brach in Tränen aus. Anders versuchte sie zu trösten: „Paß auf, sicher ist alles ein Irrtum, und man hat sie für etwas beschuldigt, was sie gar nicht getan hat.“

„Nein, nein, ich ahnte es schon lange“, jammerte Maren. „Nun ist sie auf Abwege geraten, am besten fahren wir gleich wieder zurück.“

„Das können wir nicht, Maren. Wir müssen erst zum Rechtsanwalt. Außerdem müssen wir unbedingt wissen, was mit Eva los ist. Steh auf, wir finden sicher bald einen Gasthof.“

Sie machten sich auf den Weg und kamen durch viele Straßen. Nach einer halben Stunde befanden sich Maren und Anders unvermutet wieder auf demselben Platz, auf dem sie vorhin Eva gesehen hatten.

„Nun will ich nicht mehr“, erklärte Maren und setzte sich auf eine Bank. „Du kannst nun allein soviel suchen, wie du magst.“ Anders setzte sich neben sie. Natürlich gab es überall Gasthäuser und Restaurants. Er fürchtete nur, sie würden zu teuer sein. Als sie eine Weile gesessen hatten, sagte plötzlich Maren verblüfft: „Da geht er — der Polizeibeamte — ohne Eva!“

Anders erkannte ihn auch sofort. Er stand entschlossen auf und ging rasch auf den Beamten zu: „Erlauben Sie die Frage — was hatte das junge Mädchen getan, mit dem sie vor einiger Zeit hier vorüber gingen?“

Mißtrauisch musterte der Beamte ihn. „Wer sagt denn, daß sie etwas getan hatte? Sie sind reichlich neugierig.“

Maren war zu ihnen getreten. Scharf sagte sie: „So — das nennen Sie Neugierde, wenn man nach seiner Tochter fragt?“

Sofort wurde der Polizist freundlicher. Er lächelte und fragte: „Sollten Sie wirklich Evas Eltern sein?“

„Jawohl, das sind wir.“

„Und da glauben Sie, Eva sei in die Klauen der Polizei gefallen! Vielleicht ist es auch so! Hat sie nichts davon nach Hause geschrieben?“

„Nichts hat sie uns mitgeteilt. Und sie weiß nicht, daß wir hier sind. Wir wollten sie gern überraschen.“

„Dann muß ich mich also als Ihr zukünftiger Schwiegersohn vorstellen — falls Sie nichts dagegen einzuwenden haben!“ sagte der Beamte.

„Na so etwas!“ Maren war vollkommen verblüfft. „Und wo ist das Mädel jetzt?“

„Sie ist zu meinen Eltern gegangen, weil sie heute einen freien Tag hat. Aber warum riefen Sie denn vorhin nicht, als wir vorbei gingen?“

„Nein“, sagte Maren. „Wir waren so erschrocken. Wir sind es ja nicht gewohnt, Polizei zu sehen.“

Der Beamte lachte: „Ich hoffe, Sie werden sich mit der Zeit daran gewöhnen! Nun nehme ich ein Auto und fahre euch zu meinen Eltern.“

Eva wollte ihren Augen nicht trauen. „Seid ihr es wirklich — wie kommt ihr nun hier her,“ — „Mit dem Dampfer.“ — „Und wo seid Ihr denn nur solange geblieben?“

Anders lachte. — „Ach Eva, — Mutter und ich waren ein wenig auf — Abwege geraten!“

(Aus dem Dänischen von Karin Reitz-Grundmann.)

Fritz Reuter oder Greta Garbo?

Was die Schulbank aus alter und neuer Zeit berichtet.

Von Ludwig Hartmann.

Schön ist die Jugend . . . Sie alle singen es mit Begeisterung, die Alten und die Jungen, und besonders die Alten. Die Jugend nämlich findet sie immer noch nicht schön genug. Ja, wenn die Schule nicht wäre! Kann man das Gelernte etwa später im Leben gebrauchen? Und so kommt denn früher oder später für jeden Vater die Stunde, da er seinem Sprößling klarzumachen versucht, daß alle, aber auch alle großen Männer in ihrer Jugend gute Schüler gewesen sind. Er selbst, der Vater, natürlich auch. Seine alten Zeugnisse hat er allerdings leider, leider nicht mehr. Aber er weiß ganz genau, daß zum Beispiel der alte Moltke ein prachtvolles Zeugnis gehabt hat. In der Kolonne der schlechten Leistungen ist überhaupt keine Ziffer anzufinden gewesen. Und der Junge, der den bunten Rock des Soldaten als den einzigen erstrebenswerten Beruf erachtet, wird gegen solches Vorbild schwer etwas vorbringen können. Daß der Doktor Martin Luther und der Dichter Lessing vor

Jahrhunderten das Wohlgefallen ihrer Lehrer fanden, wird ihn in der Regel allerdings ziemlich kalt lassen. Die lieben Väter machen es sich heute wirklich nicht leicht. In einer schwedischen Stadt haben sie sich kürzlich sogar die Mühe genommen, den Lebenslauf sämtlicher Schüler einer Anstalt genau zu verfolgen, und sie konnten dabei die ungeheuer willkommene Feststellung machen, daß diejenigen, die es zu etwas gebracht hatten, in ihrer Jugend einst gute Schüler gewesen waren.

Dem Mädchen wird das Vorbild des alten Moltke oder des nicht ganz so erfolgreichen Fritz Reuter wenig imponieren. Sie machen es dem ermahnenden Vater erheblich schwerer. Ja, wenn man dem Töchterchen sagen könnte, Greta Garbo sei einst eine Musterschülerin gewesen! Aber da würde die Kleine antworten, die große Schwedin sei doch zuerst Gehilfin in einem Friseurladen gewesen und dann in einem Modehaus Laufmädchen geworden. Und wenn das schon wenig für geistige Begabung spreche, so habe man andererseits gehört, daß die geniale Darstellerin in der Schule recht mittelmäßig gewesen sein soll. Und auch bei der zierlichen Lilian Harvey habe man keinerlei besondere Veranlagung entdeckt, als sie noch im Flügelkleide . . .

Für das Mädchen, das einen Beruf ergreifen will, hat das Zeugnis der Schule nahezu dieselbe Bedeutung wie für den Knaben. Und so ist es denn kein Wunder, daß sich gar das österreichische Bundesgericht mit dem „Vierer" zu beschäftigen hatte, der einer kleinen Wienerin das Leben schwer machen wollte. Der Vierer stand nämlich in dem Abschlußzeugnis, also in der Bescheinigung, die den Weg zum Lehrplatz eröffnen sollte. Der Vierer betraf die Erdkunde, und das Mädchen war trotzdem als versetzt bezeichnet worden. Aber der Vater bestand darauf, daß sein Kind noch einmal geprüft werden möge, damit der Vierer wieder verschwinde. Leider hatte er Pech. Der kleine Prüfling fiel durch, und zwar dermaßen, daß man das erste Zeugnis für ungültig erklärte und nachträglich verfügte, das Kind sei nun doch nicht versetzt worden. Der Vater schlug Krach. Aber die Gerichte gaben ihm unrecht, schließlich auch die höchste Instanz in der schönen Donaustadt.

Die kleinen Mädchen und ihre männlichen Kameraden mögen sich trösten: Auch die beneidenswerten Altersgenossen, die auf der Flimmerwand erscheinen, müssen in die Schule gehen. Diese Klassen sind allerdings recht, recht klein. Manchmal sitzen nicht mehr als vier Kinder darin! Aber ist das vielleicht ein Vergnügen? Ach nein, die berühmten Kleinen möchten viel, viel lieber in eine richtige Klasse mit dreißig oder vierzig Kindern gehen. Das würde wirklich mehr Spaß machen. Doch hat die Winzigkeit der Klasse auch einen Vorteil: Der Unterricht dauert nie mehr als vier Stunden am Tag, und mehr als fünf Tage in der Woche brauchen diese Schüler nicht zu „büffeln". Ist das nicht herrlich? Leider sind diese Herrlichkeiten nicht für die Allgemeinheit bestimmt. Sie werden bislang auch nur aus Amerika berichtet. Sehr zur Freude der Lehrer. Denn die haben „drüben" nichts zu lachen. Die kleinen Filmgrößen sind sich ihres Wertes so sehr bewußt, daß sie sich oft nur höchst ungern belehren lassen. Aber begriffsstutzig oder gar dumm — nein, das sind sie wirklich nicht.

Einstweilen also bleibt es dabei: Auf der Schulbank muß gearbeitet werden! Wie es schon vor Jahrtausenden war. Auch vor genau einem Jahrtausend, als der deutsche Kaiser Konrad der Erste die Schule in Sankt Gallen aufsuchte und denjenigen Schülern, die das Lateinische gut vorlesen konnten, ein Goldstück in den Mund steckte. Was aber hätte der Frankenherrscher wohl getan, wenn er die Untat erlebt hätte, die jüngst von den Mittelschülern im slowakischen Städtchen Trentschin begangen wurde? Die haben sich nämlich bei ihren Mogeleien des Rundfunks bedient! Ein Sechzehnjähriger hatte einen Sender gebaut. Und auf diesem wirklich recht ungewöhnlichen Wege teilte er seinen Kameraden immer die Lösungen ihrer Hausaufgaben mit. Er führte sie auf dem gleichen Wege auch zu den Quellen, wo alle die unerlaubten Hilfsmittel zu haben sind, die das Studium so außerordentlich erleichtern. Der Schwarzsender arbeitete nahezu fehlerlos. Gar zu fehlerlos. Seine Mitteilungen waren nicht nur in den Sendepausen der amtlichen Sender zu vernehmen, sondern störten auch das Abhören des Programms. Lange forschte man vergeblich nach dem Missetäter. Als er so frech wurde, eine Buchhandlung zu empfehlen, wo man die hilfreichen „Scherben" erhalten konnte, gelang endlich seine Entlarvung. Und wenn man auch dem genialen Burschen, der in seiner Person das Amt des Apparatebauers, Ansagers und Hauslehrers vereinigte, eine gewisse Bewunderung nicht versagen mochte, so mußte man ihn doch vor das Jugendgericht schleppen. Hoffentlich findet er nicht nur gerechte, sondern auch weise Richter! In Wahrheit werden sie nichts anderes als Lehrer sein, die dem Schüler Gelegenheit geben, später einen „Vierer" auszugleichen, den sie ihm von Amts wegen zunächst noch in sein Zeugnis schreiben müssen.

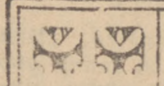


Bunte Chronik



Über tausend Nachfahren Martin Luthers in aller Welt.

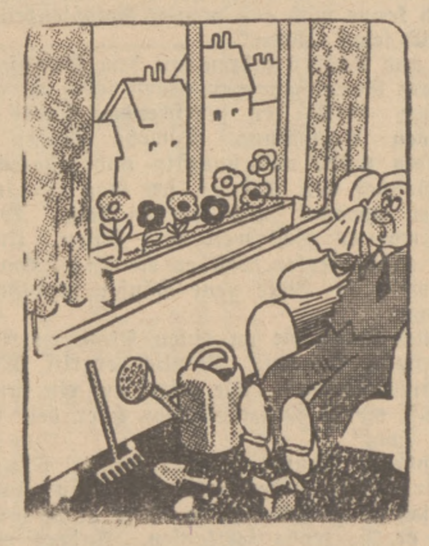
In Deutschland gibt es — wie bekannt — seit langem eine Vereinigung der „Lutheriden" — von familien- und sippenkundlich interessierten Männern und Frauen, die sich rühmen dürfen, Luthersches Blut, und seien es auch nur wenige Tropfen, in ihren Adern zu haben. Ihre Zahl wird von Jahr zu Jahr größer. Zumal die Wiederbelebung der Sippenforschung im Dritten Reich hat dazu beigetragen, immer neue Abkömmlinge Martin Luthers zu ermitteln. Zurzeit gibt es über tausend lebende Nachfahren des großen Reformators. Am zahlreichsten sitzen sie naturgemäß mit 875 Personen in Deutschland. Die benachbarten Niederlande stehen mit 149 Lutheriden an zweiter, die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 121 an dritter Stelle. 8 leben in der Schweiz, je 6 in England und Österreich, je 5 in Dänemark und Schweden, 4 in Afrika und je einer in Ostindien, Australien, Südamerika, Italien, in der Tschechoslowakei und in Danzig. Niederländisch-Indien ist mit 6 Lutheriden vertreten; allerdings besteht die Möglichkeit, daß diese Zahl sich nach weiteren Ermittelungen auf 50 erhöht. Die Lutheridenvereinigung veranstaltet von Zeit zu Zeit Sippentagungen. Ob eine solche in diesem Jahr stattfindet, steht allerdings noch nicht fest. Aber man trägt sich mit dem Gedanken, Mitte Juni in Jena zusammenzukommen.



Lustige Ecke



Der Schwerarbeiter am Blumenkasten



„Es gibt doch nichts schöneres als die Ruhe nach gut verrichteter Gartenarbeit!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.